

Einklang von Wissenschaft und Kunst

Die ETH-Bauschule zwischen Polytechnikum und Akademie

PHILIPP ESCH

Regelmässig belegt die ETH Zürich Spitzenplätze im internationalen Ranking der Architekturschulen. Die Verbindung von technischem Know-how und kultureller Kompetenz zieht renommierte Professoren ebenso an wie Studenten aus dem In- und Ausland. Bereits die erste Berufung an die ETH-Bauschule war eine eigentliche Starbesetzung: Gottfried Semper (1803 bis 1879), der wohl bedeutendste Architekt des Historismus und einer der bedeutendsten Kulturtheoretiker des 19. Jahrhunderts, wechselte 1855 – auf Vermittlung Richard Wagners – von London nach Zürich, wo er sich schon bald konfrontiert sah mit eng gedachten Lehrkonzepten und noch engeren Räumlichkeiten. Wissenschaftlich-technisch und verschult war das Curriculum, welches das Reglement der neugegründeten eidgenössischen Hochschule vorsah, während Semper, dem man die Konzeption des Lehrprogramms in Aussicht gestellt hatte, das künstlerische, akademisch freiere Vorbild der Académie des Beaux-Arts vor Augen hatte.

Realitätsnahe Aufgabenstellung

Semper setzte die Einrichtung von Ateliers durch, eigentlichen Lehrwerkstätten, in denen gearbeitet wurde, denn er war überzeugt, dass wissenschaftliche und künstlerische Arbeit im tätigen Schaffen zusammenfanden: Der «Kunstjünger» habe sich stets nur denjenigen «künstlerischen Vorrath» begierig angeeignet, den er für sein Schaffen gebraucht habe, «zwar in nicht sonderlich kritischer oder systematischer Methode, aber so, dass er ihn vollständig in sich aufnahm und sogleich künstlerisch verwertete».

Vielleicht war Gottfried Semper, der dem Polytechnikum immerhin 17 Jahre lang treu verbunden war, «eine grossartige Fehlbesetzung», wie Martin Tschanz in der ersten ebenso ausführlichen wie lesenswerten Studie über die Anfänge der ETH-Bauschule sibi-lynnisch formuliert: grossartig im Format, aber eine Fehlbesetzung angesichts des Profils, das das Reglement für den Schulbetrieb vorgesehen hatte. Aber



Der von seinen Studenten verehrte Gottfried Semper konnte das Lehrprogramm der ETH-Bauschule entwerfen – hier nach seinem Abgang nach Wien umgeben von Studenten wie Julius Stadler und Georg Lasius.

GTA-ARCHIV, ETH ZÜRICH

gerade auf diesem kontinuierlichen Widerstreit der Lehrkonzepte, so Tschanz' Kernthese, gründet das besondere Profil der Architekturabteilung an der ETH, das in seiner Breite heute so attraktiv wirkt.

An solchen Einsichten zeigt sich, warum man durchaus nicht historisch interessiert sein muss, um Martin Tschanz' Untersuchung mit Gewinn zu lesen; warum, ganz generell gesagt, der Blick zurück so wichtig ist für das Verständnis des Gegenwärtigen – in diesem Fall für das Selbstverständnis einer Hochschule und eines Berufsbilds. Die historische Bezugnahme kann dabei in mehrerlei Hinsicht wirksam sein: Einmal zeigt sie uns, wie anders die Verhält-

nisse waren, und bildet in diesem Sinne den kontrastierenden Hintergrund, der die heutigen Zustände plastischer erkennen lässt. Ein anderes Mal (und in diesem Fall weit häufiger) veranschaulicht der historische Vergleich indes, wie sehr sich die Herausforderungen über die Zeiten hinweg ähneln.

So begleitet etwa die Diskussion über die Länge des Studiums, wie sie vor einigen Jahren im Zusammenhang mit der Bologna-Reform erneut geführt wurde, die Architekturabteilung am Polytechnikum von ihren ersten Jahren an. Viele Argumente zugunsten einer längeren Ausbildung bleiben bis heute unverändert gültig, denn sie rühren letztlich an die Frage, was zur Berufsausübung be-

fähigt. Kontinuierlich wird seit den Anfängen auch um das Profil zwischen Beaux-Arts-Tradition und technisch-mathematischem Curriculum gerungen und damit über die Stellung der Architektur zwischen Wissenschaft und Kunst gestritten. Übrigens leitete einst die Wertschätzung für die technischen Wissenschaften, wie sie die Gründung eines Polytechnikums ja dokumentiert, auch die berufliche Trennung der Bauingenieure von den Architekten ein und begründet damit die Spezialisierung der Planungsdisziplinen, der die heutige Berufspraxis leider immer stärker unterworfen ist.

Nur die Hälfte der Studierenden verliessen die Schule übrigens mit einem

Diplom. Denn dieses bescheinigte eine überdurchschnittliche Leistung, nicht deren bloße Erfüllung, und war auch nicht zwingend nötig in einer Arbeitswelt, die keine geschützte Berufsbezeichnung kannte (und in der Schweiz bis heute nicht kennt). Das ist in unserer Zeit der allgegenwärtigen universitären Leistungskontrolle und der inflationären Studienabschlüsse besonders bemerkenswert.

Gebäude und Lehrprogramm

Zurück zu Semper, der den meisten weniger als Gründungsprofessor der Bauschule ein Begriff sein dürfte denn als Erbauer des ETH-Hauptgebäudes. Ursprünglich als Preisrichter für den Architekturwettbewerb berufen, war Semper schliesslich selbst mit der Planung betraut worden und erhielt damit die einmalige Gelegenheit, gleichzeitig das Lehrprogramm und die bauliche Fassung für die Hochschule zu entwerfen. So rückte schliesslich auch die Architektur des ETH-Hauptgebäudes in den Fokus von Martin Tschanz' Untersuchung – und ist für manche Überraschung gut. Wer weiss denn noch, dass das Haus als gemeinsames Gehäuse für Universität und Polytechnikum konzipiert war, mit jeweils eigenen Eingängen zu beiden Seiten und einem gemeinsamen «Titelbild», wie Semper das Hauptportal auf der Stadtseite nannte? So entpuppt sich die Unterschiedlichkeit der vier Ansichten des Hauses als ganz spezifische Antwort auf das janusköpfige Programm, der wiederholt geäußerte Vorwurf der historistischen Beliebigkeit dagegen als oberflächliche Kritik.

Ein weites Feld also, diese höchst lesenswerte Untersuchung zu den Anfängen der Bauschule an der ETH. Sie lebt von der Anschaulichkeit der Sprache und von Tschanz' Erzählkunst. Sie weiss neben Aspekten von Architektur und Lehre auch die politischen Ränke und Pösser lebendig wiederzugeben, die am Beginn der Architekturausbildung in der Schweiz standen.

Martin Tschanz: Die Bauschule am Eidgenössischen Polytechnikum in Zürich – Architekturlehre zur Zeit von Gottfried Semper. GTA-Verlag, Zürich 2015, 340 S., Fr. 58.–.

Zwiespältige Fingerübungen

Frühe Schriften aus dem Nachlass des Medientheoretikers Friedrich Kittler

EBERHARD GEISLER

Friedrich Kittler (1943–2011) war ein herausragender Literaturwissenschaftler. Mit seiner Analyse der «Aufschreibesysteme 1800/1900» – er wies nach, dass das dichterische Schreiben zur Goethezeit wesentlich dem prägenden Kontakt mit der Figur der Mutter entsprang – und den späteren Beiträgen zur Medientheorie und Technikphilosophie hat er Furore gemacht. Er war freilich immer auch umstritten; man warf ihm sprachliche Verquastheit vor und lastete sie einer allzu modischen Rezeption des französischen Poststrukturalismus an.

«Baggersee»

Unter dem Titel «Baggersee» werden jetzt frühe Texte aus dem Nachlass vorgelegt. Der Student Kittler traf sich häufig mit Freunden, die ebenso sonnen- wie theoriehungrig waren wie er, an einem Baggersee bei Freiburg i. Br., diskutierte und schwamm mit ihnen einige Runden. Trotzdem ist der Titel, der die Gelöstheit körperlicher Betätigung und die ruhige Beschaulichkeit eines Aufenthalts in der Natur suggeriert, irreführend. Eher veraten die Texte die heimische Studierstube und statt eines Gesprächstons den Willen zum apodiktischen, einsam kündenden Diskurs; wenn es schlimm kommt, vollführen sie ein zerebrales Geschreibe, das nicht von jener Entspannt-

heit zeugt, die nach den Stunden am See eigentlich zu erwarten wäre.

Kittler hat bekannt, stets mehr von Heidegger als von Adorno beeinflusst gewesen zu sein. Trotzdem strotzen viele dieser Skizzen vor Anklängen an die gedankliche Motive und den sprachlichen Duktus des Frankfurter Philosophen. Da werden wieder und wieder heillose Dialektiken herauspräpariert, Phänomene gerettet, Fremdwörter in eigenwilliger Schreibweise reichlich gebraucht, wo sie nicht notwendig wären; da werden Phänomene als Schein durchschaut, da wird der Artikel getilgt («weil Psychoanalyse keine andere Rechtfertigung hat...»), da wird «antezipiert» statt antizipiert. Jeder Satz soll als gemeinsame Sentenz erscheinen.

Zunächst schmunzelt man bloss, weil man sich an den tatsächlich beträchtlichen, bis in den Stil reichenden Einfluss Adornos auf die intellektuellen der Studentenbewegung erinnert, aber dann wird dieses affektierte Stolzieren auf dem Kothurn unerträglich, und man möchte das Buch aus der Hand legen. Vielleicht hat Kittler diese Texte aus gutem Grund selbst nie veröffentlicht wollen.

Der junge Autor zeigt eine stupende Belesenheit, kennt sich nicht nur in der Philosophiegeschichte aus, sondern hat auch Freud und Lacan, die deutsche und die französische Literatur (Racine, Mallarmé, Maupassant), die Argentinier

Jorge Luis Borges und Julio Cortázar sowie den Uruguayer Horacio Quiroga zur Kenntnis genommen. Derart ausgerüstet, nährt Kittler sich einer Vielzahl von Themen. Er denkt über die Eigenschaften von Aschenbecher und Zigarette nach, beschreibt das menschliche Auge mit seinem Vermögen, das Gegenüber zu spiegeln, und seiner gleichzeitigen Abgründigkeit, in der die Intention des Blickenden verschwindet; er arbeitet die Differenzen zwischen Sichtbarkeit und Hörbarkeit heraus.

Phänomenologie und Trivialität

Interessant ist ein Stück über Techniken der Zeitmessung: Die unbewegliche Sonnenuhr der Antike bezieht ihr Mass noch vom Kosmischen, der Sonne, her, die tickende Uhr der Moderne dagegen vom Subjektivsten, dem Herzschlag – ein Bezug, der bei der lautlosen elektrischen Uhr später wieder entfällt. Doppeltgänger und Vampirismus sind weitere Themen; mehrfach wird von phantastischer Literatur und Schauergerichten gehandelt. Stücke über das Hörspiel und den Film mit ihren spezifischen Eigenschaften verweisen auf die späteren Interessen des Autors an Medien. Einmal wird ein Vergleich zwischen üppigem Haarschopf und einzel-nem Haar angestellt, wobei die eigen-tümliche Spannung zwischen eroti-schem Reiz und Ekelgefühl konstatiert

wird. Auch Pop-Art und Pop-Musik werden zum Anlass von Beschreibungen genommen.

Am besten ist der junge Kittler da, wo er phänomenologisch verfährt und den Gegenstand mit seinen Abschattungen erläutern umkreist. Da kann er durchaus auch entkrampft und leserlich werden. Es gelingt ihm, der Trivialitäten gelegentlich nicht scheut, dabei immer wieder überzeugende Gedankengänge. Das schönste Stück ist vielleicht ein Kommentar zu einer Notiz des Schriftstellers Eugen Gottlob Winkler über das Zirpen der Heuschrecken: Dieses Geräusch ist paradoxerweise ein Bestandteil gänzlicher Stille, es ist ortlos, im Raum nicht lokalisierbar und bringt den Raum selber zum Tönen.

Zur Zeit der Abfassung dieser Texte hatte der junge Friedrich Kittler den Wunsch, einmal Schriftsteller und Philosoph zu werden. In manchen Passagen dieses Buchs ist er es bereits. Er unternimmt Fingerübungen, die ihn auf grössere Schreibaufgaben vorbereiten sollten. Ein Autor schält sich heraus. Und doch bleibt alles in allem ein zwiespältiger Eindruck, so dass man das Buch eher dem Wissenschaftshistoriker als einem grösseren Publikum empfehlen mag.

Friedrich Kittler: Baggersee. Frühe Schriften aus dem Nachlass. Herausgegeben von Tanja Hron und Sandrina Khaled. Wilhelm Fink, München 2015. 231 S., Fr. 32.40.

Schwedischer Augustpreis

Höchste literarische Auszeichnung für Jonas Hassen Khemiri

Aldo Keel · Der Romancier und Dramatiker Jonas Hassen Khemiri, 1978 geborener Sohn eines Tunesiers und einer Schwedin, erhält für seinen Roman «Alles, woran ich mich nicht erinnere» den Augustpreis, der als Schwedens wichtigste literarische Auszeichnung gilt. Das Buch rekonstruiert den letzten Tag sowie das ganze Leben Samuels, der einem Verkehrsunfall zum Opfer fällt. Bis zu seinem Tod arbeitet Samuel auf der Migrationsbehörde und versucht gefährdeten Frauen, die nach Schweden geflüchtet sind, beizustehen. Khemiri Buch ist eine Geschichte über Gewalt, Verrat und die Macht des Geldes – eine Geschichte, in der Papierlose und Kriminelle in einem brutalen und hektischen Stockholm mit jenen zusammenstossen, die auf der Sonnenseite des Lebens stünden, wie die Jury schreibt.

Khemiri, der seit Jahren zu Schwedens führenden Autoren zählt, gilt auch als «die wahre und zornige Stimme der Vororte». Für enormes Aufsehen sorgte vor zwei Jahren sein offener Brief an die damalige Justizministerin, in dem er die Abweisung von Asylsuchenden kritisiert und schildert, wie er in seinem Leben Rassismus und Diskriminierung erlebte. Der auf der Website der Zeitung «Dagens Nyheter» veröffentlichte Text wurde am ersten Publikationstag bis 18 Uhr 250 000 Mal angeklickt.